

Wir empfehlen Ihnen, auf einem Blatt jeweils zwei Seiten dieses Artikels nebeneinander auszudrucken.

We recommend that you print two pages of this article side by side on one sheet.

Body Work – Körperpraxis und Selbstverhältnis afroamerikanischer Leichtathletinnen in den 1930er und 1940er Jahren

Christian Orban

English abstract: In the 1930s and 1940s an all-black team from the segregated rural South dominated American women's track and field. Representing Tuskegee Institute (Alabama), a renowned historically black college, the female student-athletes captured multiple championship titles and trophies. Their sporting success story culminated in Alice Coachman's performance at the 1948 Olympic Games when she became the first black woman to win a gold medal. The article decenters and deconstructs this impressive track record. In so doing, sport history is linked to the history of the body and the self. It therefore explores a multilayered regime of embodied work that was designed to regulate black female bodies to engender socially responsible selves. At the same time, it perceives bodily practices as techniques of the self and emphasizes the agency of black sportswomen. Analyzing a particular historical configuration the article shines a light on the nexus of modern sport and embodied subject formation.

Build-up

Im segregierten Amerika der 1930er und 1940er Jahre dominierten die Leichtathletinnen des Tuskegee Institute (Alabama) regionale und nationale Amateurwettkämpfe. Diese sportliche ‚Erfolgsgeschichte‘ eines weiblichen und schwarzen Auswahlteams, das ein historisch afroamerikanisches College repräsentierte, wurde auf internationaler Bühne fortgeschrieben und 1948 durch Alice Coachmans Leistung im Hochsprung gekrönt. Als erste schwarze Frau errang sie in London eine olympische Goldmedaille.

Diese ereignis- und leistungsorientiert sichtbare ‚track record‘ soll im Rahmen dieses Artikels aus einer handlungs- und subjektbezogenen Perspektive betrachtet werden, welche die am Tuskegee Institute vollzogene Körperarbeit fokussiert und dabei nach dem Selbstverhältnis schwarzer Leichtathletinnen fragt. Es gilt die konkreten, auf die Körper einwirkenden Praktiken aufzufächern, und somit eine Annäherung an den Herstellungsprozess von Körpern und die durch sie hervorbrachten Subjektpositionen in ihrer historisch spezifischen Form zu leisten. Zum einen wird schwerpunktmäßig das vielschichtige, eng gestrickte Trainingsregime besprochen, das den Alltag und die Körper studentischer Athletinnen zu regulieren und nützliche, funktionale

schwarze Subjekte zu konstituieren suchte. Dabei rücken die disziplinierende Körperordnung und sportive Praxis der Leichtathletik in den Blickpunkt. Im Zuge dessen wird kontrolliertes Sport treiben in seiner Verschränktheit mit der rassifizierten Klassen- und Geschlechterpolitik des Tuskegee Institute als Handlungsfeld einer zugleich emanzipatorischen afroamerikanischen Subjektivierungsstrategie gezeichnet. Selbige zielte auf die aufstiegsorientierte Befähigung junger Frauen ab. Hierbei fließen auch die an dieser Praxis beteiligten hegemonialen Diskurse und Repräsentationen von Körpern in die Analyse ein. Zum anderen sollen die körperbezogene aktive Arbeit des Selbst an sich selbst, und mit ihr widerständige Momente von Körpern, nicht ausgespart bleiben. Damit werden Handlungsvermögen und Selbstermächtigungspotenzial der Akteurinnen ernst genommen und mit herrschaftskritisch gelesenen Formen der Herstellung und Regulierung ihrer Körper ins Verhältnis gesetzt. Ziel ist es also herauszuarbeiten, auf welche Weisen die Körper schwarzer Leichtathletinnen in Bewegung gesetzt, diszipliniert sowie hergestellt wurden und sich selbst durch angeeignete Körperpraktiken konstituierten und Subjektpositionen erkämpften.

Der Körper wird hier folglich als ein Effekt vielfältiger Techniken und sozialer Praktiken aufgefasst, die auf ihn unterschiedlich einwirken und durch ihn prozesshaft das Subjekt hervorbringen, das mit seinem Körper selbst identisch werden kann. Körper sind demnach als handelnde und produktive Körper zu denken, die als ein Medium der Subjektwerdung fungieren. Subjekt respektive Selbst und Körper können hiernach nicht als getrennte Entitäten dargestellt werden. Überdies weisen letztere stets eine eigene Potenzialität auf; sie sind mit Handlungsvermögen ausgestattet, das durch Selbstpraktiken kultiviert und ausagiert werden sowie auf diese Weise vorgesehene Subjektpositionen zu veruneindeutigen und unterlaufen vermag. Aktive Körper haben also das Potenzial, einwirkende gesellschaftliche Regulierungsbestrebungen zu durchkreuzen sowie sich durch und als Körper konsolidierende Diskurse zu unterminieren. Insofern sind sie als Orte politischer Konflikte und anderer Wahrheiten zu denken. Indes werden Körper-Subjekte immer vermöge konkreter Handlungen in einer historisch spezifischen Konstellation hervorgebracht. Sie sind raumzeitlich situiert und damit einer verfestigten Sozialordnung ausgesetzt, die sich über zahlreiche Zuweisungen, Einschränkungen und Ausschlüsse stabilisiert und insoweit reguliert, wer auf welche Weise an Gesellschaft teilhaben kann. Dabei funktioniert die gesellschaftliche Einbindung unterschiedlicher Menschen über und durch Strukturkategorien wie *race*, soziale Klasse, Geschlecht und vielem mehr.

Intersektional gedacht, bilden diese historisch kulturellen Ungleichheitskategorien ein Flechtwerk, indem sie sich wechselseitig bedingen, aufeinander beziehen und aus ihrer Verschränkung heraus operieren und Körper-Subjekte sozial platzieren. Ein gegenbewegtes Drängen derselben ist darin bereits angelegt.¹

In intersektionaler Perspektive spüren die folgenden Ausführungen dem handlungsorientierten Prozess körperbezogener Subjektivierung nach. Am sportbasierten Empiriebeispiel afroamerikanischer Leichtathletinnen des Tuskegee Institute in den 1930er und 1940er Jahren soll die geschlechtliche wie klassistische Dimension rassistischer Unterordnung und Ausschließung, respektive antirassistischer Körperarbeit beleuchtet werden. Dies zu tun, erfordert zunächst eine Einführung zentraler Akteur_innen und Institutionen, ein Konturieren ihrer spezifischen, vor allem sozioökonomischen Situiertheit sowie deren sportlicher als auch politischer Positionierung in einer segregierten, ungleichen Gesellschaft.

Start-up

Im US-amerikanischen Sportraum der beginnenden 1930er Jahre nahmen junge schwarze Frauen zunehmend erfolgreich an lokalen, regionalen und dann auch nationalen Leichtathletikwettkämpfen teil. Ansatzweise wurde dieser Partizipationstrend auf internationaler Wettbewerbsebene fortgeführt. So traten 1932 in Los Angeles sowie 1936 in Berlin erstmals afroamerikanische Athletinnen bei Olympischen Spielen für die USA an. Gleichwohl erhielten die beiden ‚Vorläuferinnen‘, die Sprinterinnen Louise Stokes und Tidy Pickett, nicht zuletzt aufgrund rassistischer Ausschlüsse, keine gleichberechtigte Möglichkeit, sich auf dieser scheinbar egalitären Bühne durch sportliche Leistungen hervorzutun. Kontrastierend zu dieser zunächst flüchtigen Präsenz afroamerikanischer Frauen bei Olympia dominierte ein ausschließlich schwarzes Team ab Mitte der 1930er Jahre, über eine Dekade hinweg, die Leichtathletikkonkurrenz in den USA. Hierbei ist die Rede vom weiblichen Auswahlteam des renommierten Tuskegee Institute, einem

1 Netzwerk Körper (ed.), *What Can a Body Do?: Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften*, Frankfurt/New York 2012, insbes. Christiane König, Massimo Perinelli und Olaf Stieglitz, „Einleitung Praktiken“, 11-15; Jürgen Martschukat, *Die Ordnung des Sozialen: Väter und Familien in der amerikanischen Geschichte seit 1770*, Frankfurt/New York 2013; Katharina Walgenbach et al. (eds.), *Gender als interdependente Kategorie: Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*, Opladen 2007.

im ländlichen Alabama situierten historisch afroamerikanischen College.²

Anfang der 1930er Jahre war das Tuskegee Institute (heute Universität) eine privat kontrollierte und primär berufsbildende, ausschließlich schwarze koedukative Einrichtung, die in Diskurs und Praxis auf das politische Projekt von *racial uplift*³ hin ausgerichtet war. Im geschützten Nahraum einer an der Mittelklasse orientierten afroamerikanischen Community inmitten des agrarisch geprägtem Kernlandes des segregierten ländlichen Südens, ruhte der Bildungsschwerpunkt auf einem ausdifferenzierten Programm, das Formen praktischer Selbsthilfe zu vermitteln suchte. Ein integraler Bestandteil dieses programmatisch lebensorientierten Entwurfes war die Abteilung für Körpererziehung und Sport. Ab den frühen 1920er Jahren wurde diese von Tuskegees Sportdirektor Cleve Abbott schrittweise auf- und zu einem überaus erfolgreichen Programm ausgebaut, in dessen Ausgestaltung rassifizierte Zielsetzungen mit einer ausgeprägten Förderung weiblicher Partizipation verknüpft wurden.⁴

Abbott, ein erster zentraler Akteur in diesem Ermächtigungsprojekt, wurde sowohl in zeitgenössischen afroamerikanischen Quellen, als auch von schwarzen Zeitzeug_innen als respektable und selbstlose, starke männliche Vaterfigur repräsentiert. Er vermochte es, rare Ressourcen bereitzustellen und einzusetzen, um benachteiligte junge Afroamerikaner_innen gezielt zu fördern, dabei zu fordern und zur Selbstführung anzuleiten. Da ihm selbst eine außerordentliche Collegesportkarriere als Sprungbrett zu persönlichem und beruflichem Erfolg gedient hatte, vertraute er auf die ganzheitlich positiv subjektivierende Kraft sportiver Körperpraxis. Sie würde den Teilnehmenden nicht nur zu guter Gesundheit verhelfen und der Etablierung von Teamwork zuträglich

2 Cindy Himes Gissendanner, „African American Women Olympians: The Impact of Race, Gender, and Class Ideologies, 1932-1968“, *Research Quarterly for Exercise and Sport* 67, 2 (1996), 172-82; Doris Hinson Pieroth, *Their Day in the Sun: Women of the 1932 Olympics*, Seattle, WA 1996.

3 *Racial uplift* beschreibt das umfassende kollektive Selbsthilfeprogramm, das besonders von der schwarzen Mittelklasse initiiert und getragen wurde. Vor allem durch die Schaffung von Bildungsangeboten und die Aneignung bürgerlicher Subjektivierungsweisen suchte sie die systemische gesellschaftliche Unterordnung und Ausgrenzung von African Americans nachhaltig zu unterlaufen. Kevin K. Gaines, *Uplifting the Race: Black Leadership, Politics, and Culture in the Twentieth Century*, Chapel Hill, NC 1996.

4 Manning Marable, „Tuskegee Institute in the 1920s“, *Negro History Bulletin* 40, 6 (1977), 764-8; George F. Bagby, „Hollis F. Price: Apprenticeship at Tuskegee Institute, 1933-40“, *Alabama Review* 60, 1 (2007), 29-52.

sein, sondern auch entscheidend zur Herausbildung eines notwendig starken Charakters beitragen.⁵

Abbott war bestrebt, Heranwachsenden durch regulierte Sportpartizipation demokratische Prinzipien wie Kooperation, Respekt und Fairplay sowie lebenswichtige Einstellungen wie Selbstbewusstsein, Entschlossenheit und Durchhaltevermögen zielgerecht anzuerziehen. Wie viele seiner Zeitgenoss_innen verstand er Sport als ein geeignetes Werkzeug, um gemäß der Aufstiegslogik der schwarzen Mittelklasse, ein physisch, mental und auch moralisch funktionales, nützliches Selbst zu formen. Das Sportprogramm sollte afroamerikanische Studierende auf ein konfliktreiches Leben im intersektionalen Spannungsfeld von *Jim* und *Jane Crow*⁶ vorbereiten. Es ging demnach nicht vorrangig um die Ausbildung leistungsfähiger und siegreicher Sportkörper. Vielmehr zielten Abbott und seine Mitstreiter_innen auf selbstbewusste, produktive und sozialverantwortliche Subjekte, die zugleich als förderlich erachteten Sport praktizierten. Ganz im Sinne des am Institut vorherrschenden Bildungsansatzes, galt es Führungspersönlichkeiten hervorzubringen, die in den Communities, in denen sie leben und arbeiten würden, das erfahrene Training und handlungsorientierte Wissen anzuwenden suchten, um die weniger privilegierte und mitunter pathologisierte ‚schwarze Mehrheit‘ zum *racial uplift* anzuleiten.⁷

Abbott gilt als ein Wegbereiter der Frauenleichtathletik, dem zugeschrieben wird, er habe die Blaupause eines Programms entwickelt, welches das Feld wettkampforientierter Leichtathletik nachhaltig für

5 Ross C. Owen, *History of Athletics at Tuskegee Institute* (n. d.), Tuskegee University Archives; Amy Dunkle, *The College on the Hill: A Sense of South Dakota University History*, Sioux Falls, SD 2003, 183-9; Frank A. Young, „Fay Says: Cleve Abbott“, *Chicago Defender*, 30. April 1955.

6 Zum Ende des 19. Jahrhunderts verfestigte sich zuvorderst im US-amerikanischen Süden eine ausdifferenzierte soziokulturelle Beziehung rassistischer Diskriminierung und Segregation, die zunehmend unter dem Namen *Jim Crow* firmierte. In erster Linie basierte diese auf der alltäglichen Aufführung, Erzeugung und Einübung weißer Suprematie, bzw. schwarzer Inferiorität und damit auf der Herstellung einer Ordnung rassifizierter Differenz und Ungleichheit. Der komplementäre Begriff *Jane Crow* wurde in den 1960er Jahren von Pauli Murray geprägt und verweist auf gleichzeitig bestehende geschlechtsspezifische Schranken und Unterdrückung, die den Zugriff schwarzer Frauen auf Ressourcen und damit ihre gesellschaftliche Teilhabe unterminieren. Jane Elizabeth Dailey et al. (eds.), *Jumpin' Jim Crow: Southern Politics from Civil War to Civil Rights*, Princeton, NJ 2000; Grace Elizabeth Hale, *Making Whiteness: The Culture of Segregation in the South, 1890-1940*, New York 1998; Pauli Murray, *Proud Shoes: The Story of an African American Family*, New York 1978.

7 Cleve Abbott, „A Close Up of Physical Education and Athletics at Tuskegee“ (n. d.), Box 5, *Papers of Ross C. Owen*, Tuskegee University Archives; Amy Dunkle, *The College on the Hill*, 183-9; Ross C. Owen, *History of Athletics*; Edwin Bancroft Henderson, *The Negro in Sports*, Washington, DC 1949.

US-amerikanische Frauen, insbesondere Afroamerikanerinnen, geöffnet und mitgeformt habe. Als erfolgreicher Netzwerker startete er 1927 die *Tuskegee Relays*, eine regionale Wochenend-Leichtathletik-Veranstaltung, die zur Etablierung des Sports im afro/amerikanischen Süden signifikant beitrug. Nur zwei Jahre später erweiterte er die zunächst nur männlichen Athleten zugänglichen Konkurrenzen um erste Wettkämpfe für Frauen. In den nachfolgenden Jahren wurden diese sukzessive um weitere Disziplinen und Wettbewerbe ergänzt, die zusehends ganze Veranstaltungstage beanspruchten. Die *Tuskegee Relays* entfalteten sich daraufhin zu sozialen Events mit überregionaler Strahlkraft, die ambitionierten schwarzen Athletinnen eine der wenigen verfügbaren Arenen boten, um sich gegen eine leistungsstarke (ausschließlich schwarze) Konkurrenz zu erproben und beweisen. Dabei entwickelte sich Tuskegees Frauenteam unter Abbotts Regie zur landesweit dominierenden afroamerikanischen Auswahl. 1937, nach achtjähriger Wettkampferfahrung und nur ein Jahr nach ihrem gezielt vorbereiteten Debut im Rahmen der formell integrierten *Amateur Athletic Union* (AAU), errangen Tuskegees Leichtathletinnen als erstes schwarzes Team überhaupt die Landesmeisterschaft.

Über die nächste Dekade hinweg beherrschten sie die nationale Leichtathletikkonkurrenz nahezu nach Belieben. Allein in dieser Hochphase errangen sie neun weitere Team-, und, besonders in den verschiedenen Sprint- und Sprungdisziplinen, zahlreiche Einzeltitel. Ob dieser Überlegenheit mag es konsequent erscheinen, dass eine Tuskegee-Alumna – Alice Coachman, eine vielseitige Athletin und zehnfache Landesmeisterin im Hochsprung – 1948 in London als erste schwarze Frau eine offiziell sanktionierte Weltrekordmarke übersprang und eine olympische Goldmedaille gewann.⁸

Wie im Idealfall Alice Coachmans geschehen, hatte die am Institut verrichtete sportive Körperarbeit sichtbare Effekte, positive Präsenz und anerkannte Leistungen gezeitigt. Eine junge schwarze Frau hatte sich zugleich einen gesellschaftlichen Platz und eine Subjektposition erarbeitet, die für sie in einer segregierten Gesellschaftsordnung nicht vorgesehen waren und als Herausforderung derselben zu lesen sind. In diesem Sinne rekrutierte Abbott für Tuskegees Programm athletisch begabte afroamerikanische Schülerinnen, die gern ein College besuchen wollten, aber nicht über die dafür notwendigen sozioökonomischen Ressourcen verfügten. Durch diese zielbewusste Förderung war er wie

⁸ Owen, *History of Athletics*. Von 1936 (ihrer AAU-Premiere) bis 1955 (als Abbott verstarb) gewannen Tuskegees Frauen insgesamt 14 nationale Meisterschaftstitel. Hinzukommen 49 individuelle Meistertitel sowie mehrere Hallenmeisterschaften. Sechs Tuskegee-Athletinnen nahmen für die USA an Olympischen Spielen teil.

eine Vielzahl schwarzer Mittelklasseakteur_innen bestrebt, Arbeiterkinder aus dem segregierten Süden zum individuellen *uplift* anzuleiten und sozialverantwortlich auszubilden. Als ein Aktivposten in einem aufstiegsorientierten Netzwerk trug er so dazu bei, jungen Frauen einen raren Zugang zu einer weiterführenden umfassenden Bildung zu eröffnen. Eine prestigereiche Schule wie das Tuskegee Institute offerierte ihnen ein soziales Umfeld, in dem sie studieren, trainieren und arbeiten durften sowie sich einem erfolgreichen, weil konstant mit neuem Talent verstärkten, Teamverbund zugehörig fühlen konnten.⁹ Daher soll hier zunächst von einem Projekt sozialen Aufstiegs durch Sportpartizipation ausgegangen werde

Für junge Frauen, die sich mehrheitlich bereits als Heranwachsende mit den hegemonialen Formen ökonomisch und sexuell ausbeuterischer Feld- und Hausarbeit konfrontiert sahen, versprach Tuskegee in einer für *African Americans* relativ immobilen Gesellschaftsordnung räumliche und soziale Bewegung. Das Institut fungierte als Türöffner zu einer selbstbestimmteren, respektableren Lebenswirklichkeit. Alice Coachman etwa wuchs in Albany, Georgia, als fünftes von zehn Kindern einer Arbeiterfamilie in ärmlichen und unsteten Verhältnissen auf. Ihre religiösen und autoritären Eltern vermochten sich den Privatschulbesuch ihrer sportbegeisterten Tochter nicht zu leisten, zumal sie auf die Arbeitsleistung wirtschaftlich produktiver Kinder angewiesen waren und Sportaktivität als ‚unweiblich‘ verneinten. Indessen wurde Coachman durch *uplift*-orientierte Angehörige ihrer erweiterten Familie sowie Autoritäten der lokalen Community unterstützt, die auch ihre sportlichen Ambitionen bejahten und beförderten. Im Verbund mit Abbott überzeugten diese Leitfiguren ihre Eltern, sie das Institut besuchen zu lassen, wo Ersterer als ‚Ersatzvater‘ agierte. Durch die gemeinschaftlich geleistete Bildungsermöglichung wurde Coachman ermächtigt, ihr sportives Selbst zu kultivieren und vor allem einen alternativen Lebensweg zu beschreiten.¹⁰

9 Nolan A. Thaxton, *A Documentary Analysis of Competitive Track and Field for Women at Tennessee State A & I University and Tuskegee Institute*, Ph.D., Springfield College, MA 1970; Evelyn Brooks Higginbotham, „African-American Women's History and the Metalanguage of Race“, *Signs* 17, 2 (1992), 251-74; Stephanie J. Shaw, *What a Woman Ought to Be and to Do: Black Professional Women Workers during the Jim Crow Era*, Chicago 1996.

10 Nellie Gordon Roulhac, *Jumping over the Moon: A Biography of Alice Coachman Davis*, Philadelphia 1993; Jennifer H. Lansbury, „Alice Coachman: Quiet Champion of the 1940s“, David K. Wiggins (ed.), *Out of the Shadows: A Biographical History of African American Athletes*, Fayetteville, AR 2006, 147-62; Jacqueline Jones, *Labor of Love, Labor of Sorrow: Black Women, Work, and the Family, from Slavery to the Present*, New York 2009.

Die Startbedingungen weiterer junger Frauen, die Abbott in der Georgia-Alabama-Region rekrutierte, waren mehrheitlich vergleichbar prekär. Lula Hymes, die für die Leichtathletik- und Basketballauswahl Atlantas Booker T. Washington High School brillierte und von 1936 bis 1940 das Tuskegee Institute besuchte, wurde als Waise zeitweilig von ihrer *uplift*-orientierten Tante erzogen. Wie viele ihrer Kommilitoninnen und Teamkolleginnen, verfügte auch sie über geringste sozio-ökonomische Ressourcen bevor sie nach Alabama kam. Hymes erinnerte Tuskegee als die einzige Institution, die ihr trotz der hohen Dichte afroamerikanischer Bildungseinrichtungen in ihrer Heimatstadt die Chance auf eine Collegesportkarriere und mithin Unterstützung darbot. Vor diesem Erfahrungshintergrund betonte und idealisierte sie Abbotts väterliche Menschenführung. Respektvoll sprach sie von „Major“ Abbott, dem Weltkriegsveteran aus South Dakota, den sie in der Rückschau für ihren Lebensweg verantwortlich zeichnete. Tuskegee-Alumna Evelyn Lawler, die ihren zweiten Sohn nach Abbott benannte, pointierte dessen Mentorfunktion folgendermaßen: „I never would have gone to college; I never would have known anything had it not been for him“.

Mit Blick auf den für sie und Hymes erfolgreichen Subjektbildungsprozess stellte Lawler insbesondere heraus, dass Abbott auf studentische Athletinnen kontinuierlich und gezielt aufstiegsorientiert einwirkte: „He made us believe we could be something. His main theme – what he always talked about – was ‘you can do it.’ You can do what you want. You can be as good as you want. He wasn’t a driving type of coach – he was a motivator.“¹¹ Gleichwohl bedarf Abbotts Motivationsstrategie hinsichtlich weiblicher sozialer Mobilität in *Jim* und *Jane Crow*-Amerika einer kritischen Evaluierung. Zum sozialverantwortlichen Mittun erzogene junge Frauen strebten Berufslaufbahnen an, in denen sie Facharbeit zum Wohl und der Entwicklung¹² afroamerikanischer Communities verrichten würden. Zugleich versprachen solche Karrieren soziales Prestige, eine vergleichsweise gute Entlohnung sowie die Erfüllung der grundlegenden persönlichen Ambition, die sozioökonomische Positionierung zu verbessern. Jedoch mussten weibliche Heranwachsende erfahren und damit umgehen, dass ihre Aufstiegsaussichten in einer segregierten und ungleichen Gesellschaftsordnung multirelational eingehengt wurden. So waren sie aufgrund der sozioökonomischen Zwangslagen ihrer Familien frühzeitig mit einem immensen Arbeitspensum konfrontiert, das eine verkürzte Phase der

11 Christian Orban, „Mündliches Interview mit Lula Hymes Glenn“, Tuskegee, AL, 18. Juni 2010; Dunkle, *The College on the Hill*, 183-4, 188 (Lawler-Zitate). Lawler wuchs in Gadsden, im ländlichen Alabama auf.

Kindheit implizierte. Zudem bedeutete die lebensnotwendige Überordnung von Familien- und Lohnarbeit eine gravierende Unterminierung kindlicher Bildungsansprüche und -chancen. Eine somit beständig eingeschränkte Schulausbildung verunmöglichte präferierte Berufslaufbahnen und signalisierte soziale Immobilität, die sich nachhaltig im rassistisch geordneten Arbeitsmarkt manifestierte. Dabei war ausbeuterische Dienstarbeit eine fortgeschriebene desillusionierende Erfahrung und zugleich Effekt einer institutionalisierten Bildungsbenachteiligung, die auf die gesellschaftliche Unterordnung schwarzer Menschen abzielte. Soziale Kontrolle wurde demnach auch durch einen limitierten Bildungszugang ausgeübt, der sich vor allem in den wenigen und inferior ausgestatteten afroamerikanischen Schulen materialisierte.¹³

Indes wurde die Aufstiegsfähigkeit schwarzer Frauen nicht nur durch die Praxis rassistischer Bildungsungleichheit unterlaufen, sondern auch durch ihre Mehrfachbelastung als arbeitende Frauen. Denn neben dem patriarchal eingeforderten Ausfüllen der Hausfrauen- und Mutterrolle war es für sie zumeist unabdingbar, auch als Ernährerinnen aufzutreten. Und als solche standen ihnen jenseits des Niedriglohnsektors und unter einer gläsernen Decke nur einige wenige feminisierte Fachberufe offen, die wiederum eine schwer zugängliche Hochschulausbildung voraussetzten. Besonders in pädagogischen und karitativen Arbeitsfeldern, als Direktoren und Doktoren unterstellte Lehrerinnen und Krankenschwestern, durften sie dann zur Erziehung und Gesundung von *African Americans* fachberuflich beitragen. Innerhalb dieser idealtypisch bürgerlich weiblichen Rollen sollten sie als weitgehend unsichtbare Agentinnen im Dienste schwarzen Gemeinwohls operieren. Dieserart konnten sie sich Anerkennung erarbeiten und am männlich dominierten Projekt von *racial uplift* teilhaben.¹⁴

Angesichts der ihre Lebenswirklichkeit strukturierenden Einhegungseffekte von wechselseitig verschränktem Rassismus, Klassismus und Patriarchat, verfolgten afroamerikanische Frauen mehrheitlich Lebensentwürfe, die das eingegrenzte respektable Arbeitsfeld reproduzierten und realisierbare feminisierte Berufswünsche fokussierten. So strebten auch Tuskegees studentische Athletinnen mehrheitlich eine Lehrerinnenlaufbahn an. Nach ihrer Graduierung arbeiten sie überwiegend in diesem Berufsfeld, insbesondere an Grund- und Sekundar-

13 Charles S. Johnson, *Growing Up in the Black Belt: Negro Youth in the Rural South*, New York 1941; Leslie Brown/Anne Valk, *Living with Jim Crow: African-American Women and Memories of the Segregated South*, New York 2010.

14 Shaw, *What a Woman Ought to Be*; Gaines, *Uplifting the Race*; Brown/Valk, *Living with Jim Crow*.

schulen. Zuvor hatte man ihnen am *Institute* die pragmatische Wahl entsprechender Studienfächer wie der Erziehungswissenschaft und der Hauswirtschaftslehre nahegelegt.¹⁵

Abbotts emanzipatorische Anleitung zur Selbstoptimierung war demnach eng verstrickt mit den bürgerlichen Geschlechtervorstellungen der schwarzen Mittelklasse, die das kollektive Aufstiegsprojekt und die daran ausgerichtete Ausbildung junger Afroamerikaner_innen maßgeblich prägten. In dieser Hinsicht fungierten restriktive Rollenbilder als integraler Bestandteil einer Subjektivierungsstrategie, die sich am Tuskegee Institute in Form eines heteronormativen, panoptisch-paternalistischen Erziehungshandelns äußerte¹⁶ und in die Körper studentischer Athletinnen einschrieb. Dieses regulierte gleichermaßen ihren Alltag wie es auf ihr Denken, Verhalten und ihre Körper einwirkte, um so letztlich aufstiegsfähige, funktionale und nützliche schwarze Subjekte hervorzubringen. Dabei zielte das auferlegte Erziehungs- und Trainingsregime vor allem auf die Kontrolle, Führung und Anpassung ihrer vermeintlich undisziplinierten Körper durch zu verrichtende Körperarbeit ab. Zugleich ist jedoch herauszustellen, dass über diese vereinnahmende Form der Subjektconstitution die gesellschaftlich sedimentierte Pfadabhängigkeit schwarzer Frauen hin zu einer gefährdeten Existenz als Landarbeiterin oder Hausangestellten effektiv durchkreuzt werden konnte. Wie anhand der Beispiele von Coachman, Hymes und Lawler aufgeworfen, soll demnach von einer emanzipatorischen Intervention auf der Ebene weiblicher Subjekte die Rede sein,

15 Johnson, *Growing Up in the Black Belt*; Orban, „Interview mit Lula Hymes Glenn“; Thaxton, *A Documentary Analysis*; Levi Jolley, „Fair Champs Dance to Develop Rhythm; Anxious to Be Teachers“, *Baltimore Afro-American*, 20. Juli 1940.

16 Studierende sahen sich der stetigen Kontrolle durch die Lehrerschaft ausgesetzt, welche die Einhaltung der gesetzten Normen überwachte und Ordnungsübertretungen mittels eines Strafpunktesystems sanktionierte. Es herrschte eine strikte Geschlechtertrennung vor, die für junge Frauen und Männer separierte Ausbildungen, Wohnkomplexe, Sitzordnungen, Wege und Türen vorsah sowie auf regulierte Kontaktmöglichkeiten abzielte. Das paramilitärisch organisierte Campusleben, das tadellose Schuluniformen und Selbstpräsentationen, täglich auf Sauberkeit und Ordnung geprüfte Zimmer, obligatorische Drills, den sonntäglichen Marsch zum Pflichtgottesdienst und generell ein rigides Zeitregime mit vielen Arbeitsstunden, wenig Freizeit und festen Ruhephasen einschloss, bedeutete eine alters- und geschlechterspezifisch strukturierte, beständige (Selbst-)Disziplinierung. Außerhalb dieser Rahmung durften sich Studierende ohne die Genehmigung der omnipräsenten Aufsichtspersonen kaum selbstbestimmt bewegen oder gar das abgeschiedene Institutsgelände verlassen. L. Albert Scipio II, *Pre-War Days at Tuskegee: Historical Essay on Tuskegee Institute (1881-1943)*, Silver Spring, MD 1987, 269-36; Cleveland W. Eneas, *Tuskegee Ra! Ra!: An Autobiography of My Youth*, Nassau, BS 1986; *Tuskegee Student Handbook, 1939-1940*, Tuskegee Institute, Alabama, Tuskegee University Archives.

deren individuelle Herausbildung als eine nachhaltige Investition in die Zukunft schwarzer Gemeinschaften gedacht wurde. Denn in einer ungleichen Gesellschaft bildeten sie als afroamerikanische Collegeabsolventinnen die fortschrittliche Ausnahme.

Für den in Tuskegee eingeschlagenen gangbaren Weg der Emanzipation waren Bildungszugang, Schulung und Abschluss immens wichtig, aber allein nicht hinreichend. Damit die gesellschaftlich erfahrene Entmächtigung und entfachte Verunsicherung die Aufstiegsfähigkeit junger Menschen nicht unterlief, war erzieherisches Gegensteuern durch Charaktertraining unerlässlich. Sie mussten auch mental gestärkt und motiviert werden, um ihren Lebensweg fokussiert und erfolgreich bestreiten zu können. Wie von Abbott wiederholt praktiziert, galt es Zuversicht und Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit einzuprägen. Schließlich bedurften zur Selbstführung angehaltene zukünftige Leitfiguren, die durch ihr gemeinnütziges Wirken die kollektive Aufstiegsfähigkeit befördern sollten, nicht nur Bildung, sondern auch Selbstbewusstsein und Selbstdisziplin.¹⁷

Um Selbstständigkeit einzuüben und körperliche Arbeit weiterhin wertzuschätzen, erhielten Studienanfängerinnen aus sozioökonomisch benachteiligten Familien zuvorderst sogenannte ‚Selbsthilfestipendien‘. Sonach wurde von Coachman, Hymes und Lawler eingefordert, für Schulgeld, ihre Unterbringung und Verpflegung selbst aufzukommen. Dazu übernahmen studentische Athletinnen körperlich fordernde Campusjobs, oftmals sportrelevante Hilfs- und auch Haushaltsarbeiten für die Lehrerschaft, die der Charaktererziehung sowie der kosteneffizienten Selbstversorgung des Instituts dienen sollten. Rückblickend erklärte Coachman die ermöglichende Dienstbarkeit nüchtern: „Well, I worked. Whatever they wanted me to do. I cleaned the gym. [...] And then we had to scrub up the swimming pool. Just anything that the coaches told us to do. You know, to pay for our room and board and this [is] what we did.“¹⁸ Überdies war die ordnungsgemäße Bearbeitung akademischer Aufgaben, die in einem dualen Modell mit der Aneignung berufspraktischer Fertigkeiten kombiniert wurde, an einer hierarchischen Disziplinarinstitution wie Tuskegee obligatorisch. Die unzureichende Erfüllung dieser Arbeiten oder eine ungenügende Selbstführung, zogen den Ausschluss von einem weiteren Kernbereich

17 Jennifer Ritterhouse, *Growing Up Jim Crow: How Black and White Southern Children Learned Race*, Chapel Hill, NC 2006; Johnson, *Growing Up in the Black Belt*; Shaw, *What a Woman Ought to Be*; Brown/Valk, *Living with Jim Crow*.

18 „National Visionary Leadership Project (NVLN) interview with Alice Coachman Davis“, http://www.youtube.com/user/visionaryproject#p/search/5/mRYu8HA_ne4 (6. August 2012).

ihrer Ausbildung nach sich. Gemeint sind die Körperordnung und sportive Praxis des Leichtathletiktrainings, die den Alltag der jungen Frauen mitbestimmten und ihre Subjektwerdung beeinflussten.

Daher soll nachfolgend das Hauptaugenmerk auf die sportliche Ausbildung junger Afroamerikanerinnen gerichtet werden, die selbige mit beanspruchenden Nebentätigkeiten und akademischen Pflichten vereinbaren mussten. Die alltägliche Trainingsarbeit soll als disziplinierende Körperarbeit analysiert sowie mit der Geschlechter-politik und dem rassifizierten Aufstiegsprojekt des Tuskegee Institute ins Verhältnis gesetzt werden. Dabei gilt es, die Wirkmächtigkeit der in *Jim* und *Jane Crow*-Amerika vorherrschenden *race*- und Geschlechter-diskurse in ihrer Verflechtung mit einer emanzipatorischen afroamerikanischen Subjektivierungsstrategie zu beleuchten. Im Zuge dessen soll der Schwerpunkt auf Regulierungen weiblicher Körper und Anpassungen ihrer Bewegungen an gesellschaftliche Anforderungen liegen. Gleichwohl werden hierbei auch angeeignete sportive Körperpraktiken des Entfliehens und Momente der Selbstermächtigung schwarzer Athletinnen Berücksichtigung finden, die vorgenommene Disziplinierungen unterliefen und etablierte Vorstellungen aufbrachen.

Work-out

Im Frühling 1936 lud Abbott die Athletinnen, die in den stets im Mai abgehaltenen *Tuskegee Relays* sportlich herausgeragt hatten, erstmals zu einem nachfolgenden Sommertrainingscamp ein. Diese fortan alljährliche Institution diente der Abschlussvorbereitung auf die anschließend stattfindenden Leichtathletik-Landesmeisterschaften der AAU. Zugleich wurde das für Schülerinnen geöffnete Trainingslager genutzt, um Nachwuchstalente aus der Georgia-Alabama-Region zu sichten und zu rekrutieren. Abgesehen von dieser saisonal verdichteten Sommertrainings- und Wettkampfphase, trainierten Tuskegees Leichtathletinnen mindestens über einen Zeitraum von sechs Monaten im Jahr. Indes dauerte diese Phase meist ganzjährig an, da Athletinnen für die Basketballauswahl aufliefen und somit auch in den Herbst- und Wintermonaten aktiv waren.

Das tägliche Teamtraining umfasste neben einer Wettkampfsimulation an den Wochenenden vorwiegend zwei Workouts pro Wochentag. In diesen beaufsichtigten Einheiten wurden vor allem an Form und Fitness gearbeitet sowie korrekte Techniken und Bewegungsabläufe akzentuiert eingeübt. Dabei absolvierte das Team zunächst eine Vielzahl an Routineübungen, bevor es gemäß der

Teilsportarten separiert wurde, in denen Einzelathletinnen antraten. Hinsichtlich der Anleitung und Überwachung der Akteurinnen herrschte eine hierarchische geschlechtliche Arbeitsteilung vor: Die Aufwärm-, Frei- und Konditionsübungen wurden durch weibliche Coaches geleitet, die Abbott als Assistentinnen eingestellt hatte, um das Gros der Trainingsarbeit durchzuführen und bei Auswärtsfahrten als geschlechtersensible Aufsichtspersonen zu agieren. In diesem Zusammenhang ist Christine Evans Petty, eine ehemalige Tuskegee-Athletin, zu nennen, unter deren Co-Regie das Auswahlteam von 1936 bis 1942 erste nationale Erfolge erzielte. Sie befolgte die Trainingsroutinen, die Abbott eingeführt hatte und konstant einforderte. Der männliche Chefcoach betrat für gewöhnlich das Trainingsgelände, um mit den bereits aufgewärmten und aufgeteilten Athletinnen an den Grundlagen, Techniken und Bewegungsabläufen ihrer jeweiligen Disziplinen *en détail* zu arbeiten. Insofern bestand ausreichend Spielraum, um in Kleingruppen ein spezialisiertes, segmentiertes und individualisiertes Training zu absolvieren. Ein Ergebnis dieser strukturierten Trainingspraxis war, dass Athletinnen die Möglichkeit erhielten, in bis zu vier verschiedenen Sprint- und Sprungdisziplinen kompetitiv ausgebildet zu werden und zu konkurrieren. Mit Blick auf das hier konturierte Trainingsprogramm ist anzumerken, dass es die zeitgenössisch wirkmächtige Forderung schwarzer und weißer Mittelklasse-Akteur_innen, körperlich stark beanspruchende Workouts und Wettkampfsport für junge Frauen restriktiv zu regulieren, sichtlich konterkarierte.¹⁹

Um die soziokulturelle Tragweite dieser Ausformung nachvollziehbar zu machen, soll hiernach die distinkt männliche Imprägnierung von Leichtathletik in den USA der 1930er und 1940er Jahre angedeutet werden. Besonders euro-, aber auch afroamerikanische Sportpädagoginnen, die entgegen der männlich dominierten AAU regulative (Deutungs-)Hoheit über ‚Frauensport‘ und weibliche Körpererziehung beanspruchten, entwarfen Leichtathletik als ein Selbsterprobungs-terrain für körperlich robuste Jungen und kraftvoll wetteifernde Männer. Als eine vernehmbare Mitteklassesgruppierung imaginierten und propagierten sie deren Negativwirkungen auf die gesellschaftlich geforderte weibliche Entwicklung und Reproduktionsfähigkeit. In latent klassistischer Manier beschworen sie eheuntaugliche und gebärfeindliche ‚Vermännlichung‘ und damit eine Gefährdung der heteronormativen sozialen Ordnung. Das marginalisierte Terrain der Leichtathletik galt daher als ungeeignetes Betätigungsfeld für respektable Frauen und schien unvereinbar mit idealtypischer

19 Thaxton, *A Documentary Analysis*, 76-7, 93-6, 194-5.

Mittelklasseweiblichkeit. Getreu dieser geschlechterbinären Betrachtungsweise sollten weibliche Körper und Bewegungen in feminisierten Sportarten wie etwa Gymnastik und Kunstspringen geschult werden. Schließlich würden dadurch weibliche Anmut, Schönheit und Elastizität befördert, die maskuliner Stärke, Ausdauer und hartem Wettkampf entgegenständen. Infolgedessen wurde das biopolitische Bestreben fokussiert, in Vorbereitung auf die zweigeschlechtliche Ehe, reproduktiven Erfolg und den männlichen Blick attraktive, befähigte weibliche Subjekte hervorzubringen. Ausgeprägt athletische, kompetitive und sich körperlich verausgabende (Arbeiter-)Frauen konnten im Umkehrschluss als deviante und abnormale, unweibliche Einzelsubjekte diskreditiert und vom Gesellschaftskörper ausgeschlossen werden.²⁰

Dieser exkludierende Effekt des herrschenden Geschlechterdiskurses wurde zugleich durch die rassistische Figuration des schwarzen Athleten verstärkt, die auch die gesellschaftliche Anschauung afroamerikanischer Leichtathletinnen mitformte. Die wirkmächtige männlich kodierte Vorstellung, in der man schwarze Sportler_innen diskursiv auf natürliche Athletik, aggressive Unkontrolliertheit und eine animalische Körperlichkeit herabsetzte, bekräftigte die gesellschaftlich verfestigte Annahme, dass Afroamerikanerinnen „vermännlichte Amazonen“ und daher potenzielle, wenn nicht tatsächliche Hermaphroditen oder gar keine Frauen seien.²¹ Jene entmenschlichende Unterstellung war Teil der abwertenden und negierenden Adressierung schwarzer Weiblichkeit. Schwarzen Frauen wurde eine dysfunktionale und damit inferiore Weiblichkeit zugeschrieben, die sodann mobilisiert und reproduziert wurde, um ihre alltäglich eingeübte Ungleichbehandlung und gesellschaftliche Unterordnung zu legitimieren. Basierend auf einer rassistisch begründeten Disposition zu geschlechtlicher Undifferenziertheit sowie familiär erzieherischer Unzulänglichkeit, konnten sie als vermännlichte Matriarchinnen und mithin geschlechtslose Subjekte dargestellt und behandelt werden. Dabei beschrieb das Verwehren von Geschlechterprivilegien eine dominante Spielart der Subordinierung, die sich etwa in schmutzigen, harten Lohnarbeiten und nicht geschlechtergetrennten öffentlichen

20 Susan K. Cahn, *Coming on Strong: Gender and Sexuality in Twentieth-Century Women's Sport*, Cambridge, MA 2003, 126-9; Elizabeth A. Gagen, „Making America Flesh: Physicality and Nationhood in Early Twentieth-Century Physical Education Reform“, *Cultural Geographies* 11, 4 (2004), 417-42; Martha H. Verbrugge, *Active Bodies: A History of Women's Physical Education in Twentieth-Century America*, Oxford 2012.

21 Ben Carrington, *Race, Sport and Politics: The Sporting Black Diaspora*, London 2010, 76-82.

Toiletten manifestierte. Gleichzeitig wurde rassifizierte Unterlegenheit auf die ihnen beigemessene Unmoralität und Promiskuität zurückgeführt. Sonach besetzten vermeintlich asexuelle schwarze Frauen in einem ausdifferenzierten und widerspruchsvollen Diskursfeld auch die Negativrolle hypersexualisierter Dienstmädchen, die die segregierte Gesellschaftsordnung durch ihr unsittliches Handeln gefährdeten.²²

Als kursierende Praktiken sozialer Anrufung wirkten die skizzierten *race*- und Geschlechterdiskurse darauf ein, wie schwarze Leichtathletinnen innerhalb der US-amerikanischen Gesellschaft wahrgenommen wurden. Denn diese Diskurse materialisierten sich in ihren sportiven Körpern und realisierten sich in deren Repräsentation. Kurzum, als ohnehin negativ stereotypisierte Afroamerikanerinnen in den 1930er Jahren innerhalb der männlich aufgeladenen Körperpraxis der Leichtathletik als Akteurinnen sichtbar wurden, war es soziokulturell denk- und sagbar, ihren sportlichen Leistungen als Effekt unweiblicher und devianter schwarzer Körperlichkeit zu deuten.

Dass sie mit solch einem Gesehen- und Behandelwerden konfrontiert wurden, äußerte etwa Alice Coachman, die ihre Sportlaufbahn als „tough time“ erfahren hatte. „It was a time when it wasn't fashionable for women to become athletic, and my life was wrapped up in sports“, wie sie ihre bedingte Lebenswirklichkeit beschrieb. Coachman musste also nicht nur lernen, mit *Jim Crow* umzugehen, sie sah sich auch gezwungen, sich zur Geschlechterdiskriminierung und -trennung in Sport und Gesellschaft zu verhalten. Als Akteurin hatte sie stets einen gewissen Handlungsspielraum, den sie dazu nutzen konnte, sedimentierte Vorstellungen durcheinanderzubringen und herrschaftliche Exklusionsprozesse zu verunstetigten. In dieser Hinsicht merkte Coachmans Teamkollegin Leila Perry selbstbewusst an: „The people we encountered, you didn't have that kind of a stigma. [...] Because we were really outstanding....It didn't touch me, because at Tuskegee it wasn't such. They were proud of their athletes.“ So zirkulierten in den USA der 1930er und 1940er Jahre, besonders in afroamerikanischen Parallelwelten, durchaus abweichende Entwürfe schwarzer Weiblichkeit, die affirmative Bewertungen körperlicher Stärke und Ausdauer einschlossen. Infolge der Spezifik ihrer raumzeitlichen und gesellschaftlichen Situiertheit, gaben Akteur_innen heterogener Gemeinschaften und Institutionen eine Vielzahl an fluiden und fundierten,

22 Patricia Vertinsky/Gwendolyn Captain, „More Myth than History: American Culture and Representations of Black Female's Athletic Ability“, *Journal of Sport History* 25, 3 (1998), 532-61; Yevonne R. Smith, „Women of Color in Society and Sport“, *Quest* 44, 2 (1992), 228-50; Elizabeth Abel, *Signs of the Times: The Visual Politics of Jim Crow*, Berkeley, CA 2010, 129-31.

historisch kontingenten Antworten auf das Aktivsein schwarzer Frauen in einem kraftvoll kompetitiven Sport.²³

Coachman war es daher in der segregierten Nische ihrer Heimatstadt Albany möglich, auf engagierte Unterstützer_innen zu treffen, die über Exklusionslinien hinweg handelnd ihre sportlichen Ambitionen gut hießen und gezielt förderten. Und wie von Perry angedeutet, hatte eine wohlwollende schwarze Campusgemeinschaft am abgeschiedenen Tuskegee Institute ein soziales Umfeld geschaffen, in dem sich studentische Athletinnen wie Nell Jackson nicht nur geschützt und respektiert fühlten, sondern auch abgeschirmt wurden. Jackson, die in Tuskegee vergleichsweise privilegiert aufwuchs, stellte hierzu rückblickend fest: „I did not realize that girls were not supposed to ‚compete‘ or that it was ‚unlady like‘ because I came from a community that supported competitive efforts of women.“ Dafür trugen neben der Hochschulleitung, unterstützenden Lehrenden und Studierenden zuvorderst die Coaches um Abbott Verantwortung. Sie bejahten weibliche Sportteilhabe und arbeiteten diese als eine erzieherisch emanzipatorische Körperpraxis aus, die sich junge Frauen ihrerseits als freiheitliche Selbstpraxis aneigneten. „I just wanted to run and win during that time....I was out there just enjoying myself. Because I *liked* it; [it was] something I *wanted* to do!“, wie Lula Hymes bekräftigte. Ebenso verstand es Jackson, den am Institut raren Handlungsspielraum für sich selbst zu nutzen; sie erfreute sich am Konkurrieren – „I competed because of the joy I received from competition“ – und der Ermöglichung, die Leistungsfähigkeit ihres Körper erproben und demonstrieren zu dürfen.²⁴

Gleichzeitig waren Tuskegees Normsetzer bestrebt, die befürwortete Ausübung und die belobigten herausragenden Praktikerinnen eines ‚vermännlichten‘ Wettkampfsports durch die Kultivierung weiblicher Respektabilität zu legitimieren. Vermittels der am Institut eingeforderten und eintrainierten Körperordnung einer einhegenden Mittelklasse-Etikette, sollten bürgerliche Weiblichkeit und Heterosexualität heraus präpariert werden. Diese galten als handlungsleitende Norm, deren Aneignung und Verkörperung gängige Negativstereotype entkräften und Afroamerikanerinnen zum sozialen Aufstieg befähigen

23 Roulhac, *Jumping over the Moon*, 96 (Coachman-Zitat); Cahn, *Coming on Strong*, 122 (Perry-Zitat); Rita Liberti, „We Were Ladies, We Just Played Basketball Like Boys‘: African American Womanhood and Competitive Basketball at Bennett College, 1928-1942“, *Journal of Sport History* 26, 3 (1999), 567-84; Verbrugge, *Active Bodies*. Wie Hymes wuchs Perry in Atlanta auf und besuchte dort die gleiche High School.

24 Nell Jackson, „What Olympism Means to the Athlete, Coach & Administrator“ (n. d.), Box 2, *Papers of Nell Cecilia Jackson*, Tuskegee University Archives (Jackson-Zitate); Cahn, *Coming on Strong*, 123 (Hymes-Zitat); Verbrugge, *Active Bodies*, 133-43.

sollte. Respektabilität fungierte daher als politische Selbstoptimierungspraxis, die sich in entsprechend normierten Körpern materialisierte. Das verordnete und überwachte Respektabilitätstraining sah hierzu eine erscheinungs- wie verhaltensbezogene Feminisierung und Verbürgerlichung der Athletinnen vor, welche auf ihre Frisur, Hygiene, Kleidung, Sprache, Umgangsformen, Tischmanieren und Sexualmoral abzielte. Sie mussten sich folglich mit einer panoptischen, heteronormativen und paternalistischen Disziplinierung auseinandersetzen, die auch klassistische Marker wie Dialekt, Körperpflege und Sittlichkeit zu regulieren suchte. Schließlich sollte Klassenzugehörigkeit maskiert und modifiziert werden, um rassistische Kollektivzuschreibungen zu durchkreuzen und um ein anderes, anerkanntes Schwarzsein im Sinne des *racial uplift* hervorzubringen. Indes gelang es nicht allen Athletinnen, sportive und normative Weiblichkeit konfliktlos miteinander zu vereinbaren und selbstbewusst aufzuführen. So sprach Coachman hinsichtlich ihrer Anfangsjahre in Tuskegee von einer „growing experience“, während der sie sich oftmals wie ein „nobody“ gefühlt hatte.²⁵

Als Tuskegees Leichtathletinnen aufgrund ihrer Sporterfolge öffentliche Sichtbarkeit erlangten und reisten, wurden sie verstärkt zur einer ‚damenhaften‘ Selbstpräsentation angehalten. Vor allem über ihr Erscheinungsbild und eine makellose Etikette sollten sie schwarze und weibliche Respektabilität demonstrieren. Selbige basierte auf dem afroamerikanischen Verständnis von sozialer Klasse als ökonomischer und symbolischer Form einer rassifizierten und geschlechtlich sensibilisierten Selbstführung. Oder wie es Perry formulierte: „All of us [i.e. black working-class women] had been taught how to act, how to be graceful, and to be products of Tuskegee. [...] And they always wanted us to look our best.“ Überdies war der Trainer_innenstab stets bemüht, die charakterbildende und gesundheitsfördernde Funktion fairen und sauberen Wettkampfsports hervorzuheben, den somit respektable Athletinnen ausübten. Zumal das Institut gerne auf harte Körperarbeit, ausgebildete Fertigkeiten und ermöglichende Chancen verwies, um die Leistungsfähigkeit und Dominanz seines weiblichen Auswahlteams jenseits ‚weißer‘ Stereotype zu begründen.²⁶

Eine seitens der Mehrheitsgesellschaft angewandte Strategie, mit in der randständigen Frauenleichtathletik erfolgreichen, respektablen schwarzen Akteurinnen umzugehen, war es, diese zu ignorieren.

25 Verbrugge, *Active Bodies*, 133-43; Brown/Valk, *Living with Jim Crow*; Roulhac, *Jumping over the Moon*, 59, 70 (Coachman-Zitate).

26 Cahn, *Coming on Strong*, 134 (Perry-Zitat); Roulhac, *Jumping over the Moon*, 157; Verbrugge, *Active Bodies*, 133-43.

Außerhalb der afroamerikanischen Presse und jenseits schwarzer Unterstützungsgemeinschaften und Förderinstitutionen erhielten sie geringe Aufmerksamkeit; sie blieben also relativ unsichtbar und stimmlos. Afroamerikanische Wochenzeitungen besprachen hingegen mit *uplift*-orientiertem Beiklang ihren beispiellosen Siegeszug und würdigten ihre athletischen Einzel- und Teamleistungen. Stolz wurde etwa verkündet: „Tuskegee Girls’ Team Rules Women’s Track World.“ Mitunter fungierten solche Erfolge als Nachweise schwarzer Befähigung und als Triumphe über *Jim Crow*. Gleichwohl kam ihnen in der geschlechtlich ungleich gewichteten Sportberichterstattung eine nachgeordnete Platzierung als Nebendarstellerinnen zu. Im Fokus der Berichterstattung standen die eingehend geschilderten Leistungen männlicher Athleten und deren symbolpolitische Bedeutungen.²⁷

Zudem bedienten meist männliche Journalisten eine Regulierungsstrategie, die darauf ausgerichtet war, normalisierende Repräsentationen schwarzer Weiblichkeit herzustellen, um auf diese Weise rassistisch-sexistische Zuschreibungen abzuwehren. Oft in Zusammenarbeit mit dem Institut, das bekanntlich ähnliche Ziele verfolgte, situierten sie Tuskegees Leichtathletinnen innerhalb der akzeptablen Grenzen schwarzer Mittelklasse-Respektabilität, um dem Negativentwurf ‚vermännlichter‘ athletischer Weiblichkeit entgegenzuwirken. Es galt, die als ‚Sportstars‘ gefeierten jungen Frauen von Vorstellungen sportlich aggressiver Männlichkeit zu distanzieren. Die Leser_innen sollten sich zugleich von ihrer gesellschaftlichen Funktionalität, besonders ihrer weiblichen Attraktivität und ihren heterosexuellen Ambitionen überzeugen lassen. Mithin waren die Autoren sichtlich darum bemüht, die Sportlerinnen zu feminisieren und bisweilen auch zu de-athletisieren. So portraitierte man sie als respektable ‚Mädchen von nebenan‘, die über außergewöhnliche athletische Fähigkeiten *und* sozial geforderte Qualitäten wie Zukunftsambitionen verfügten. Coachman etwa bekam das Qualitätssiegel „definitely effeminate“ aufgedruckt. Hiernach wurde sie als „attractive young lady“ beschrieben, „[as] an ordinary young women of 24, with simple regular-girl tastes, but with an extraordinary talent for high-jumping“. *En détail* war zu lesen, dass die „National Sprint Queen“ stets

27 Jennifer H. Lansbury, „‘The Tuskegee Flash’ and ‘the Slender Harlem Stroker’: Black Women Athletes on the Margin“, *Journal of Sport History* 28, 2 (2001), 233-52; „Tuskegee Girls’ Team Rules Women’s Track World“, *Pittsburgh Courier*, 7. Juli 1945. Als Goldmedaillengewinnerin (in einem weitgehend erfolglosen Leichtathletik Olympia Team) erfuhr Coachman seitens der weißen Öffentlichkeit eine flüchtige Würdigung als Repräsentantin der USA, des Bundesstaates Georgia und ihrer Heimatstadt Albany. Jennifer H. Lansbury, *A Spectacular Leap: Black Women Athletes in Twentieth-Century America*, Fayetteville, AR 2014, 68-71.

„the ‚right dress‘ for the ‚right occasion‘“ bevorzugen würde und „being a good wife“ als „fulfillment of her secret ambitions“ ansah. Ferner betonten die Verfasser, dass ihre Eltern zu „Albany’s best known citizens“ gehören würden.²⁸

Gleichermaßen stellten *uplift*-orientierte Zeitungen die „Tigerettes“, wie sie Tuskegees weibliches Auswahlteam benannten, als vorbildhafte *race*-Repräsentantinnen, „[as] the best mannered and best behaved group to participate in the [AAU track] meet“ dar. Sie figurierten demnach als ‚brave Mädchen‘, häufig war von „lassies“ die Rede. Derweil evozierte ein infantilisiertes Binär-Label wie „Tigerettes“ – Tuskegees männliche Auswahlteams firmierten als „Golden Tigers“ – keineswegs das Bild angriffslustiger stolzer Raubkatzen, respektive athletischer Wettkämpferinnen, sondern die Vorstellung nahezu friedlich lebenswürdiger Tierkinder. Die zuvorderst Afroamerikaner_innen zugänglichen und an sie gerichteten Darstellungen schwarzer (Foto-) Journalisten können sonach als männlich perspektiviertes und Mittelklasse orientiertes *doing gender* gelesen werden, das auch der eigenen Selbstvergewisserung diene. Schließlich akzentuierten sie die femininen Erscheinungen und idealtypisch weiblichen Qualitäten ‚damenhafter‘ Athletinnen und hoben ihre harmonische Gemeinschaftsarbeit hervor, anstatt individuell ausgeprägte Leistungs- und Wettkampforientiertheit zu fokussieren. In gewisser Weise rückten sie ihr einträchtiges Zusammenspiel in den Vordergrund der Repräsentation, welche sie mit gängigen Hinweisen auf „dreamy brown eyes and a quick friendly smile“ versahen.²⁹

28 Sam Lacy, „Looking ‘Em Over“, *Baltimore Afro-American*, 15. Juli 1944; Revella Clay, „Olympic Champ Called Versatile“, *Baltimore Afro-American*, 6. November 1948; Lucius Jones, „Georgia Girl Looms as All-Time Track Immortal“, *Atlanta Daily World*, 15. April 1940; Levi Jolley, „Coed Cinder Champs Carry High Hopes“, *Baltimore Afro-American*, 12. Juli 1941; „Alice Coachman Crowned National Sprint Queen“, *Baltimore Afro-American*, 7. Juli 1945; Lansbury, *A Spectacular Leap*, 63-4.

29 Levi Jolley, „Tigerettes Owe Success to Dr. Carver’s Peanut Oil“, *Baltimore Afro-American*, 13. Juli 1940; Clay, „Olympic Champ Called Versatile“; Frank A. Young, „Tuskegee’s 11th Annual Women’s Track Meet“, *Chicago Defender*, 13. Mai 1939; Margaret Carlisle Duncan, „Gender Warriors in Sport: Women and the Media“, Arthur A. Rainey/Jennings Bryant (eds.), *Handbook of Sports and Media*, Mahwah, NJ 2006, 247-69; D. Stanley Eitzen/Maxine Baca Zinn, „The De-Athleticization of Women: The Naming and Gender Marking of Collegiate Sport Teams“, D. Stanley Eitzen (ed.), *Sport in Contemporary Society*, London 2005, 129-38.

Close-up

Das bereits konturierte Trainingsregime sowie die reglementierte, harte alltägliche Körperarbeit, die soziokulturell weniger feminin konnotiert war, blieben medial unterbelichtet. Jedoch kann der Dauererfolg der Leichtathletinnen schwerlich ohne Bezugnahme auf diese Trainingsordnung und Körperpraxis, die es nun schlaglichtartig zu beleuchten gilt, erklärt werden. So pointierte Coach Abbott: „The fundamentals of a sport are the foundations upon which all successful teams are built. In other words, before any athletic team may be organized and function with any degree of success there must be a long period of individual preparation.“³⁰ Die hier angesprochene grundlagenbasierte, individuell angepasste Vorbereitungsphase ist fest verknüpft mit der Verkörperung der Codes und Praktiken korrekten Trainings, das heißt von Leistungswerten und -normen sowie spezifischen Körpertechniken und Bewegungsabläufen. Wettkampforientierte Trainingsarbeit meint folglich regulierte und routinierte Körperpraktiken, die innerhalb einer strukturierten Umgebung prozesshaft ausgeübt werden, um mit ihnen leistungsstarke Athlet_innen hervorzubringen. Letztere werden demnach durch die gewohnte und wiederholte Einübung sportspezifischer Körperaktivität diszipliniert. Diese wird durch Expert_innen vorgegeben und in kleinteilige Aufgaben zergliedert, um so die funktionale Wirkkraft des Körpers schrittweise zu optimieren und überwachen. Indes erfolgt der Zugriff auf den Körper nicht ausschließlich in Form disziplinierender Kontrolle. Athlet_innen beobachten und regulieren ihr Körperverhalten vielmehr selbst, da sie permanent prüfenden, normalisierenden Blicken, vor allem der Expert_innen und Mittrainierenden, ausgesetzt sind. Insofern eignen sie sich die zugeteilten Aufgaben an und wirken auf sich selbst ein. Dieser Prozess beinhaltet sowohl individuelle Disziplinierungseffekte, als auch entfliehende Momente. Während dieser aktiven Körperproduktion müssen Athlet_innenkörper mehrere Trainingsphasen und -räume durchlaufen, bevor eine nachhaltige Wettkampfform aufgebaut ist. Diese raumzeitliche Organisation von Workouts bezieht sich auf Strukturierungswerkzeuge wie Periodisierung, Segmentierung und rationalisierte Trainingsorte, die allesamt die athletische Körpererfahrung mitformen. Die Segmentierung etwa, findet ihren Ausdruck in der Ausarbeitung eines Ensembles ineinandergreifender Teilaufgaben. Deren zeitaufwändige Aneignung zielt darauf ab, dass Athlet_innen sich sedimentierende Körpertechniken und grundlegende Bewegungsabläufe ganzheitlich funktional, und letztlich ohne zu denken, ausführen können.

30 Abbott, „A Close Up“.

Hierbei geht es darum, das physische Kapital, das heißt, Körperkompetenzen auszubilden, derer leistungsfähige Leichtathlet_innen bedürfen: Schnelligkeit, Ausdauer, Sprung- und Schnellkraft sowie Schnelligkeitsausdauer.³¹

Wie Coachman bestätigte, erforderte das umrissene Eintrainieren und gezielte Abrufen der „fundamentals“ ausdauernde harte Arbeit: „I trained very hard. I was very sincere about my work. I wonder why I worked too hard, put so much time into it – but I guess it’s just I wanted to win. And the competition was very tough. You had to be in great shape to win.“³² Ihre Arbeitsethik und ihr siegesorientierter Wille zur Selbstverbesserung, welche die rassistische Figuration des schwarzen Athleten widerriefen, wurden durch ein Spektrum an innovativen, modernen Trainingsmethoden zusätzlich befördert. Vielfach haben Tuskegees Athletinnen herausgestellt, dass Abbott seiner Zeit voraus war – „from his coaching to teaching and training techniques“.³³ Zuvorderst setzte er die am Institut etablierte Geschlechtertrennung außer Kraft, indem er Athletinnen regelmäßig zusammen mit Athleten trainieren, ähnliche Routinen absolvieren und, etwa in Aufholrennen und American-Football-Einheiten, wettkampforientiert gegeneinander antreten ließ. Hierzu betonten die Trainierenden auch ihr faires und familiäres Miteinander, das über Geschlechtergrenzen hinweg Zusammenhalt und Freundschaften stiftete. Was die als nützlich erachteten Wettrennen anbetraf, die als Motivations- und Optimierungsübung für beide Seiten angelegt waren, erhielten sie als Frauen gegenüber ihren männlichen Konkurrenten, die sie einholen sollten, einen erfolgreich umgesetzten Vorsprung: „[The men] never did catch up“, wie eine (unbenannte) Sprinterin hervorhob. Gleichzeitig lernten selbstermächtigte Leichtathletinnen, ein offensives Laufspiel gegen die anerkannte Defensivformation der „Golden Tigers“ aufzuziehen. Dabei bereitete es ihnen Vergnügen, die Trainingsordnung zu unterlaufen, indem sie Männerkörpern spielerisch auswichen. So hob Rowena Harrison amüsiert hervor: „We would sometimes run through the defenses’ legs.“³⁴

31 P. David Howe/Carol Morris, „An Exploration of the Co-production of Performance Running Bodies and Natures within ‚Running Taskscapes‘“, *Journal of Sport and Social Issues* 33, 3 (2009), 308-30; Debra Shogan, *The Making of High Performance Athletes: Discipline, Diversity, and Ethics*, Toronto 1999.

32 *Albany (Georgia) Herald*, 13. März 1974.

33 Dunkle, *The College on the Hill*, 188 (Zitat).

34 Thaxton, *A Documentary Analysis*, 76-7 (Sprinterin-Zitat); Roulhac, *Jumping over the Moon*, 77-8 (Harrison-Zitat); Lansbury, *A Spectacular Leap*, 59, 65. Harrison wurde in Tuskegee geboren, wo sie auch aufwuchs.

Um an der bereits angesprochenen körperlichen Beweglichkeit und Elastizität zu arbeiten, kamen unterdessen auch traditionelle und moderne Tanzformen (u.a. Folk, Charakter- und Kreativtanz) im Training zum Einsatz. Einerseits wirkten die eingeübten Tanzpraktiken in einer funktionell leistungsorientierten Weise auf die zu disziplinierenden Athletinnenkörper ein. Ihr Rhythmusgefühl wurde verfeinert und die Beinmuskulatur ausgebildet. Leila Perry ging so weit, ihren Sporterfolg ihrer Liebe zum „jitterbug dancing“ zuzuschreiben. Andererseits wurden Athletinnen nicht einfach passiv optimiert. Vielmehr eigneten sie sich die verordneten, mitunter geliebten Tanztechniken aktiv und selbstermächtigend an: „[They find] relaxation and recreation in doing the latest dances, mastering the many intricate steps“, wie berichtet wurde. Coachman etwa brach während der Anreise zu den Landesmeisterschaften aus der sozialen Disziplinierung aus. Als das Team in den Straßen von New York City auf eine aufspielende bekannte Swing-Band traf, gab sie sich als „jitterbug fan“ zu erkennen und der Lust am Tanzen hin: „I started dancing to [...a] Ella Fitzgerald song. Everyone started to dance. We danced all over the street.“ Durch die selbstbestimmte Körperpraxis spontanen Tanzens erfuhr Coachman, wie es sich in einer dynamischen Ausnahmesituation außerhalb von Kontrolle anfühlt. Wenngleich die soziale Ordnung wenig später wiederhergestellt wurde, das Team in der spartanischen YMCA logierte und nicht den swingenden *Savoy Ballroom* besuchte, können die sichtbaren Bewegungen tanzender schwarzer Körper als Herausforderung derselben verstanden werden.³⁵

Mit Blick auf die veruneindegte Körperdisziplinierung und -optimierung, die entfliehende Momente beinhaltete, machte Abbott als passionierter Hobbyfotograf Gebrauch von seiner Kamera. Seine Ehefrau Jessie, die als Teilzeittrainerin und Betreuerin selbst eng in Tuskegees Sportprogramm involviert war, schilderte: „He took pictures, he learned to develop and print them. So [...there are] pictures and pictures and pictures of different athletic events, slides.“³⁶ Genauer gesagt erzeugte und sammelte Abbott fotografisches Material, um technisches Wissen zu generieren, das unter anderem zur effizienten Gestaltung der Trainingsarbeit beitrug. So bediente er sich der Kamera als eines Werkzeugs, um visuelle Repräsentationen von Körper-

35 Thaxton, *A Documentary Analysis*, 194-5; *The Fifty-Eighth Annual Catalog, 1939-1940*, Tuskegee Institute, Alabama, 77, Tuskegee University Archives; Jolley, „Fair Champs Dance“ (Tanz-Zitate); Roulhac, *Jumping over the Moon*, 78-9 (Coachman-Zitat).

36 „Interview with Mrs. C. L. Abbott and Jessie Ellen Abbott, June 10, 1974“, *Alabama Center for Higher Education Statewide Oral History Project*, Vol. VI, 5, Tuskegee University Archives.

praktiken herzustellen, die im Nachgang Bild für Bild analysiert werden konnten. Da diese Wissenstechnik Einzelkörper und zuvor schwerlich erkennbare Bewegungssequenzen bildlich einfrore, war es ihm möglich, neue Sichtbarkeiten zu etablieren, die als Mittel panoptischer Segmentierung und Überwachung fungierten. Insofern nutzte Abbott Bilderserien, um zunächst Körpertechniken und Bewegungsabläufe zu erfassen und sie, falls notwendig, anschließend im Training zu korrigieren. Die Fotografie ist insofern als eine Disziplinierungstechnologie zu lesen, die auf die leistungsorientierte Optimierung der visualisierten Körper abzielte. Daher impliziert das Fotografieren eine asymmetrische soziale Machtbeziehung, denn bereits das Aufstellen und Ausrichten des Apparats sowie das Ablichten funktionieren als performative Akte der Aufsicht und Kontrolle. Tuskegees Leichtathletinnen waren folglich in einem Feld der Sichtbarkeit situiert und der vermittelten Sichtbarmachung ihrer Körper(-praktiken) ausgesetzt, was wiederum selbstkontrolliertes und -kritisches Handeln implizierte. Um die Arbeit am Selbst und deren Effekte nachvollziehen zu können, müssen auf den Körper gerichtete Praktiken der Selbstbeobachtung und -disziplinierung also mit dem präsenten männlichen Expertenblick zusammengedacht werden.³⁷

Der Wirkungszusammenhang von Selbstunterwerfung und -ermächtigung wird anhand der nachstehenden Anekdote Jessie Abbotts deutlich:

„Stella Walsh, the great Polish[-American] runner, was [the national AAU] champion at that time [in the early 1940s], and Alice Coachman was our 100-meter runner. At first Stella beat Alice, but Major [Abbott] took pictures of the track events. He snapped the finish of that race, and he showed the pictures to Alice. She was running flatfooted and not putting out much effort, and Stella was straining, trying to win with Alice just two or three steps behind her. Major showed that to Alice, and that was the last time [in 1944] Stella beat Alice.“³⁸

Coach Abbotts fotografische Repräsentation, die eine ‚objektive‘ Nahaufnahme ihrer Sprinttechnik und ihres unzureichenden Zieleinlaufs aufwies, veranlasste Coachman, ihre Körperpraxis erfolgreich anzupassen. „[S]he did something about it“, wie Rowena Harrison betonte. In dieser Hinsicht ist auf den Ehrgeiz und Siegeswillen ihrer Teamkollegin zu rekurrieren, die sich über ihre sportliche Leistung gesellschaftliche

37 John Bale, „Capturing ‚The African‘ Body? Visual Images and ‚Imaginative Sports‘“, *Journal of Sport History* 25, 2 (1998), 234-51; Maren Möhring, „Nacktheit und Sichtbarkeit“, Jürgen Martschukat (ed.), *Geschichte schreiben mit Foucault*, Frankfurt/New York 2002, 151-69.

38 „Interview with Jessie Abbott, October 11, 1977“, Ruth Edmonds Hill (ed.), *The Black Women Oral History Project, Vol. 1*, Westport, CT 1991, 14.

Anerkennung und Teilhabe erkämpfte: „I always wanted to win and be somebody, I wanted the world to know me, and I was just determined to make something of myself“, so Coachman. Eine ebenbürtige Rivalin wie Walsh, der sie mehrfach unterlegen gewesen war und die sie zu überragen erträumte, diente in ihrem individuellen *uplift*-Szenario als personalisierte Triebfeder. Neben analytisch wertvollen fotobasierten Fehleraufnahmen, die als Motivation obsolet waren, beruhte ihr Erfolg hierbei auch auf Praktiken der Selbstbeobachtung und des Körperstudiums ihrer Konkurrentin. Diese Selbstpraktiken hatten ihr geholfen, die durch ihre nachteilige Starttechnik entfachte und durch Walsh befeuerte Verunsicherung zu lösen, indem sie in ihre zielführende Aufholfähigkeit vertraute.³⁹

Gleichzeitig wurde die Wissens- und Machttechnik des Fotografierens am Institut eingesetzt, um den politischen Entwurf eines aufstiegsorientierten und befähigten schwarzen Selbst zu illustrieren und idealisieren. Zu einer Zeit, „when the deliberate distortion of black images in popular culture was as common as ice vendors in turn-of-the-century cities in August“, gebrauchten „high-tech griots“ wie Abbott oder P. H. Polk, der Tuskegees Abteilung für Fotografie leitete, ihre Kameras zielgerecht, um solche Gegenbilder afroamerikanischen Lebens – „images of dignity, pride, success, and beauty“ – zu kreieren. Sie brachten ihre Fotoapparate als produktive Arbeitsgeräte in Stellung, um die endlose Wiederholung rhetorischer und visueller Negativstereotype strategisch zu unterbrechen. Indes waren sie nicht besessen von *race* und Rassismus: „[T]hey were equally concerned with locating and reproducing the beauty and fragility of the race, the [...] everyday life, the dream of a people.“ Ein zentraler Blickpunkt dieses ausdifferenzierten Bildprogramms war die selbstkontrollierte Repräsentation integrierender und leistungsfähiger schwarzer Menschen. Ihre respektable Präsenz sollte die ihnen vielschichtig zugeschriebene Inferiorität destabilisieren und delegitimieren. Vermittels aufgenommener individueller Blicke, Gesten und Bewegungen galt es eine positive kollektive Identität hervorzubringen und etablieren. Dabei fungierten Körper, die in einer exkludierenden Gesellschaftsordnung für Afroamerikaner_innen oftmals das einzig verfügbare kulturelle Kapital darstellten, als aktive Arbeits- und Einschreibfläche, respektive „as the canvases of representation“. Somit wurde am Institut und vor allem im

39 Roulhac, *Jumping over the Moon*, 77 (Harrison-Zitat), 86-8; (*New York Amsterdam News*, 2. Juni 1979 (Coachman-Zitat); Sam Lacy, „Coachman Best' Says Walsh“, *Baltimore Afro-American*, 15. Juli 1944.

Sport kulturelle Körperarbeit verrichtetet, die eine widerständige Wahrheit repräsentierte.⁴⁰

Die Wahrheit lag also durchaus auf dem Trainingsplatz, auf dem Körper fortlaufend fotografiert und selbstoptimiert wurden. Indes war Abbott als Coach stets darauf bedacht, dass die Athletinnen, die er „bunnies“ nannte, regenerative Auszeiten erhielten, um die Wirkkraft anstrengender Trainingsmaßnahmen nicht zu beeinträchtigen. Dabei berücksichtigte er gemäß dem vorherrschenden sportpädagogischen Wissen „the unique and characteristic biological differences of sexes“ und verordnete ein Trainingsregime, das Phasen wiederholter Belastung mit Momenten der Entspannung auszubalancieren suchte. So berichtete Coachman: „We [...] practiced all we could, all we had time for. But the coach wouldn't let us overtrain; he would make us quit sometimes.“⁴¹ Lula Hymes wies darauf hin, dass sie bei den Nachmittagsworkouts dazu angehalten waren, während der sonnigsten Tagesphase auf dem Trainingsgelände bis zu einer Stunde lang in der Sonne zu ruhen. Dieses erholsame Sonnenbad sollte ihnen neue Stärke verleihen, denn Abbott nahm an, dass natürliches Sonnenlicht der körperlichen Regeneration, besonders den strapazierten Muskelpartien, zuträglich sei. Damit zitierte er den zeitgenössisch transatlantisch populären Heilkundendiskurs, der den therapeutischen Nutzen des Sonnenbadens affirmierte und zur Emergenz eines Wirkungszusammenhangs zwischen Sonnenlicht, Körpern und Gesundheit beitrug. Sonnenlicht wurde von Helio-Advokat_innen als natürliche Ressource beschrieben, die unter Einbeziehung von Frischluft und Freiübungen körperliche Stärke und Widerstandsfähigkeit begünstigen und daher gesunde Körper befördern würde.⁴²

Im Trainingskontext wurde der angestrebte Erholungseffekt durch das Einreiben mit Erdnussöl intensiviert, das von Tuskegees renommiertem Agrarchemiker George Washington Carver bereitgestellt und Hymes und ihren Teamkolleginnen an Armen und Beinen aufgetragen wurde. Carver genoss aufgrund seiner zahlreichen erdnuss-

40 Deborah Willis, *Reflections in Black: A History of Black Photographers, 1840 to the Present*, New York 2000, ix-x (Foto-Zitate), 45; Abel, *Signs of the Times*; Harvey Young, *Embodying Black Experience: Stillness, Critical Memory, and the Black Body*, Ann Arbor, MI 2010, 50-63; Stuart Hall, „What Is This Black' in Black Popular Culture“, Gina Dent (ed.), *Black Popular Culture: A Project by Michele Wallace*, New York 1998, 27 (Zitat).

41 Verbrugge, *Active Bodies*, 140; Cleve Abbott, „Letter to Dr. F. D. Patterson, President, Tuskegee Institute, November 8, 1944“, Box 5, *Papers of Ross C. Owen*, Tuskegee University Archives (Abbott-Zitat); *Albany (Georgia) Herald*, 13. März 1974 (Coachman-Zitat).

42 Orban, „Interview mit Lula Hymes Glenn“; Thaxton, *A Documentary Analysis*, 95, 195; Simon Carter, *Rise and Shine: Sunlight, Technology and Health*, New York 2007.

basierten Produkte nationale Bekanntheit. Sein patentiertes Erdnussöl, das etwa Franklin Roosevelt anwandte, hatte er als ein Heilmittel gegen Kinderlähmung vorgesehen. Am Institut wurde es alltäglich von der Sportabteilung, insbesondere den Leichtathletinnen genutzt, um verhärtete oder gezernte Muskeln zu behandeln und muskulären Problemen vorzubeugen. Christine Evans Petty, die vielfach abgebildete Assistenztrainerin, „who is easily mistaken for one of the pupils due to her attractiveness and youthful appearance“, stellte diesbezüglich heraus: „One of the biggest worries of a track coach is muscular conditions developing at or before a track meet from strenuous training. Since, I have very little to worry me in that respect due to the oil, more time and concentration is placed upon developing form and speed.“ Neben den Revitalisierungseffekten hob Petty hervor, „[that] the girls like to use it because of the smoothness it gives their skin – oftentimes they request rubdowns with the oil to obtain relaxation, as it has a very soothing effect“. Die Athletinnen eigneten sich Carvers Erdnussöl, das als ein physiotherapeutisches Funktionsmittel intendiert war, demnach zugleich als ein Körper- und Schönheitspflegeprodukt an, das die ihrerseits begehrte seidenweiche Haut begünstigte. Es diente also der Körperentspannung und stellte ein Wohlgefühl her. Demgegenüber setzten es afroamerikanische Sportjournalisten körperfokussiert, wiederum strategisch feminisierend, aber auch sexualisierend ein, um etwa „the unusual ease and muscular coordination of the girls“ zu akzentuieren und „the smooth appearance of the girls’ skin in addition to their rhythm in motion“ für eine schwarze Leserschaft herauszustellen.⁴³

Platziert in einer rassistischen Gesellschaftsordnung, in der sich aufstiegsorientierte Afroamerikanerinnen direkter Sonneneinstrahlung zu entziehen und der bürgerlich weiblichen Schönheitsnorm anzupassen suchten, genossen junge schwarze Frauen die Körperpraxis öligen Sonnenbadens. „We used to rub with the peanut oil, and go down there and lay on the ground. Let the sun bake us“, wie Hymes die kollektiv praktizierte Verweigerung heller Haut andeutete. Insofern ist hier vorwegzunehmen, dass sie der prestigeträchtigen Maske des Weißseins entsagten und den soziokulturellen Negativmarker schwarzer Haut für sich als wertpositiv bejahten. Sie verkörperten ein selbstbewusstes Schwarzsein in einem klassistischen und rassifizierten Terrain, in dem weißorientierte Mittelklasse-Respektabilität ausgearbeitet und eingepägt wurde. In dieser Hinsicht hob Coachman in

43 Orban, „Interview mit Lula Hymes Glenn“; Linda O. McMurray, *George Washington Carver: Scientist and Symbol*, New York 1981; Jolley, „Tigerettes Owe Success“ (Zitate).

einer „The Color and Social Thing“ betitelten autobiografischen Passage darauf ab, dass Tuskegees Campusgemeinschaft, mit der Ausnahme weniger Athlet_innen, auffallend „light-skinned“ gewesen sei. Dazu merkte sie auch die soziale Positionierung der Coaches kritisch an, die „a preference for playing the light-skinned players with big legs and long or red hair“ gehegt hätten, woraufhin sie von Abbott aufgefordert worden waren, Einsatzzeit gleichberechtigt an „dark girls“ zu vergeben. Letztere bezeichnete sie in Anbetracht ihres konsekutiven Erfolgs als Wegbereiterinnen „for the rest of us [i.e. dark-skinned female student-athletes]“.⁴⁴

Coachman nahm hier Bezug auf eine ‚schwarze‘ Community, die *colorism* unterlag und deren Schönheitsarbeit mehrheitlich euroamerikanischen Attraktivitätsnormen entsprach. Das am Institut vorherrschende Schönheitshandeln war als Prozess gesellschaftlicher Positionierung darauf ausgerichtet, mittels einer respektablen Außenwirkung soziokulturelle Anerkennungseffekte zu erzielen. Über die entsprechend disziplinierten und beurteilten Körper besonders weiblicher Studierender – „Your body had to be groomed“, so Coachman – sollte diese Inszenierung des afroamerikanischen Selbst realisiert werden. Dabei privilegierte das weiß getünchte Schönheitsregime rassifizierte Attraktivitätsmarker, vor allem helle Haut und glattes Haar, welche bürgerliche Respektabilität und soziale Mobilität (also Klassenstil und Status) signifizierten. Hingegen bedeutete die seitens schwarzer Athletinnen als Selbsttechnik angeeignete Körperpraxis des öligen Sonnenbadens ein Unterlaufen der Schönheitsordnung. Obschon sie gängige Schönheitsstandards etwa in Form ihres geglättet frisierten Haares re/produzierten und sozialen Anpassungszwängen nicht dauerhaft entfliehen konnten, stellten sie Normalitätsvorstellungen dennoch aktiv und selbstermächtigend infrage. Dies geschah, wenn sie ihre Ansprüche des Wohlfühlens ausagierten und sich eine (selbst-)beobachtete Schönheit erarbeiteten: „You talk about some pretty brown“, wie Coachman den gebräunten Teint ihrer dunklen Haut ästhetisierte und ihr Selbst affirmierte. Es war daher kreativ produktive Arbeit nötig, die sie gemeinsam mit ihren Teamkolleginnen an sich selbst verrichtete, um die Körperoberfläche aktiv umzugestalten. Sie nutzen die Haut als soziokulturell bedeutsames Rohmaterial, auf das sie mittels Sonnenlicht und Erdnussöl einwirkten und dadurch eine sichtbare Schönheit in den Körper einschrieben. Im Anschluss wurde diese aufgeführt und den verifizierenden Blicken Dritter ausgesetzt. In

44 Pamela Grundy/Susan Shackelford, *Shattering the Glass: The Remarkable History of Women's Basketball*, New York 2005, 79 (Hymes-Zitat); Roulhac, *Jumping over the Moon*, 59-60 (Coachman-Zitate).

diesem Zusammenhang stellte Coachman amüsiert heraus, dass die Sonnenbadenden mit der erlangten Aufmerksamkeit spielten: „The fellows wanted to see how we looked. [...] And they were so surprised, when they looked at us. Mmmmm.“⁴⁵

Schönheit meint folgerichtig den Prozess eines Sich-selbst-Positionierens, von *doing* und *becoming*; sie muss erarbeitet, überarbeitet, gefühlt, gesehen und an/erkannt werden. Ein verkörpertes Selbstverhältnis wie Schönheit, das durch Handlungspraxis, Berührungen, Bewegungen, Blicke und mithin Sprache hervorgebracht und kommuniziert wird, erzeugte hier eine andere Ästhetik, die Emotionen wie Vergnügen evozierte und in der sich auch das Subversive sowie ein Sinn für Freiheit ausdrückten. Leila Perry, eine der Sonnenbadenden, bekräftigte und resümierte diese Lebensform einer vergemeinschaftenden Sorge um sich selbst rückblickend: „We had a good time out there. Layout there talking and whatnot. Those were good days. You'd be tired... but they were enjoyable.“⁴⁶

Fade-away

In einer finalen Zusammenschau sei zunächst angemerkt, dass die emotionale Imprägnierung verschiedener Facetten der Körperarbeit, die gefühlsbetonte intersubjektive Beziehungen erzeugen und bestärken kann, einer tiefergehenden Analyse bedarf. Anhand des konturierten Schönheitshandelns, Trainings und Wetteiferns wurde diese Potenzialität zumindest angedeutet und mit dem aufgezeigten Handlungsvermögen afroamerikanischer Athletinnen ins Verhältnis gesetzt. Letzteres veranschaulicht, dass Sport als Körper- und Subjektivierungspraxis nicht nur einseitig Disziplinierungsmaßnahmen bewirkt, sondern zugleich auch Selbstermächtigungsmomente impliziert. So eigneten sich die jungen Frauen die ihnen zugeteilte, vielförmige Trainingsarbeit, die als disziplinierende Körperarbeit konzipiert war, mit und über ihre produktiven Körper aktiv an. Durch kreative Selbstpraktiken ermöglichten sie sich freiheitliche Nischen und Momente des Entfliehens. Diese artikulierten sich etwa in einer nicht vorgesehenen verkörperten Kultivierung von Schönheit und der

45 Shirley Anne Tate, *Black Beauty: Aesthetics, Stylization, Politics*, Farnham, UK 2009; Nina Degele, „Bodification and Beautification: Zur Verkörperung von Schönheitshandeln“, *Sport und Gesellschaft* 1, 3 (2004), 244-68; Grundy/Shackelford, *Shattering the Glass*, 73, 79 (Coachman-Zitate).

46 Tate, *Black Beauty*; Degele, „Bodification and Beautification“; John Fiske, *Understanding Popular Culture*, London 1989; Grundy/Shackelford, *Shattering the Glass*, 79 (Perry-Zitat).

ordnungsüberschreitenden Körperpraxis ausgelassenen Tanzens. Vermöge solcher Handlungsweisen gelang es ihnen, mit den einhegenden Einübungen umzugehen, die ihnen ein de facto emanzipatorisches Subjektivierungsprogramm am Tuskegee Institute auferlegte. Selbiges wurde von einer restriktiven Mittelklasseordnung überlagert, die wiederum den vorherrschenden *race*- und Geschlechterdiskursen Rechnung trug, aber nicht durch diese determiniert war. Idealerweise eröffnete der normative Prozess bürgerlicher Subjektwerdung – dem sich schwarze Athletinnen folglich ausgesetzt sahen, an dem sie als Akteurinnen partizipierten und dem sie ihre Körper nicht vollständig entziehen konnten und wollten – angestrebte gesellschaftliche Teilhabe. Das resultierende eigentätige Operieren an sich selbst sowie das körpergebundene Geformtwerden verweisen auf das Leitmotiv dieses Artikels: „[It] allows us to read the black [female] body as socially constructed and continually constructing its own self.“⁴⁷

Dieses prozess- und mitunter konflikthafte Drängen und Werden kennzeichnete das in Tuskegee etablierte sportbasierte Subjektivierungsprogramm, das auf die Formung aufstiegsorientiert geschulter und befähigter Afroamerikaner_innen ausgerichtet war. Obgleich es als hierarchisch männlich dominiertes Projekt mit Vorstellungen und Praktiken heteronormativer Weiblichkeit sowie wohlwollendem Mittelklassepaternalismus nachhaltig verschränkt war, kann es als fortschrittliches Erziehungsprogramm gelesen werden. Denn im segregierten und ungleichen Amerika der 1930er und 1940er Jahre, zumal im ländlichen Süden, existierte kaum ein vergleichbar planvolles Aufstiegsprojekt, das jungen schwarzen Frauen durch Sportpartizipation signifikante Bildungschancen und gangbare Lebenswege darzubieten suchte. Indes stellte die sportive Wettkampfpraxis der Leichtathletik rare Möglichkeiten sozialer Sichtbarkeit aufgrund individuellen Erfolgs in Aussicht, die sich als einlösbar erwiesen. Unterdessen arbeitete das Sportprogramm mit einem nuancierten Weiblichkeitsmodell, das zwar nicht als geschlechteregalitär gelten kann, aber athletisch kompetitive Aktivität, physische Stärke und weitere männlich aufgeladene Körperkompetenzen als wertpositiv beinhaltete, handlungsorientiert einforderte und mit heraus präparierten Formen bürgerlicher Weiblichkeit zu vereinbaren verstand. Oder anders: Innerhalb einer flexiblen Körperordnung durften und sollten junge Afroamerikanerinnen (leicht-)athletisch und respektabel sein, was durchaus als kompatibel angesehen wurde, weiße Mittelklassennormen veruneindeutigte, rassistische Grenzziehungen

47 Young, *Embodying Black Experience*, 20.

konterkarierte und „support for strong black womanhood“ bedeutete. Sonach soll abschließend – wenn auch verkürzt gesprochen – von einer emanzipatorisch effektiven afroamerikanischen Subjektivierungsstrategie und „a positive, independent model of female athleticism“ die Rede sein.⁴⁸

Christian Orban, Kontakt: christian.orban [at] gmail.com, studierte Geschichtswissenschaft und Philosophie an der Universität Erfurt, arbeitete als wissenschaftlicher Mitarbeiter im DFG-Forschungsprojekt „Sport, Körper und Subjekt: Sportgeschichte als Kultur- und Gesellschaftsgeschichte der Moderne“ und promoviert zurzeit am Lehrstuhl für Nordamerikanische Geschichte an der Universität Erfurt. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in afroamerikanischer Geschichte und in der Geschichte von Körpern und Sport.

48 Verbrugge, *Active Bodies*, 142-3 (Zitate).